

II. anthropologisch und soziologisch

1. *Biologische Aspekte*

Jede psychologisch-soziologische Betrachtung des Frauseins hat von zwei Voraussetzungen auszugehen: Zum einen von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, in der die Zweigeschlechtlichkeit den Fortgang des Lebens ermöglicht, zum anderen von der geschichtl. Variabilität im Rollenverständnis von F.en. Beim Geschlechterbegriff sollte von daher zw. biologischem, psych. und sozialem Geschlecht unterschieden und die Wechselwirkungen zw. diesen Ebenen anerkannt werden. Dabei nimmt die Bedeutung natürlicher Vorgaben vom biologischen zum sozialen Geschlecht hin ab und die Gestaltungsfreiheit des Individuums zu. Das weibliche Genom enthält typischerweise den Chromosomensatz 46,XX im Unterschied zum Mann mit 46,XY. Die biologische Polarität der Geschlechter setzt sich auf der Ebene der Keimdrüsen fort: F.en bilden paarige Eierstöcke aus, Männer Hoden. Hormonelle Prozesse steuern die Ausbildung des weiblichen Körpers mit den äußeren Geschlechtsorganen (durch hormonelle Entwicklungsstörungen kann es zur Entstehung eines uneindeutigen Erscheinungsbildes kommen: Intersexualität). An der Reproduktion kann sich ein Mensch nur als Träger männlicher *oder* weiblicher Keimzellen beteiligen, ein Drittes gibt es nicht. Die in den Sprachen und Kulturen aufbewahrte Unterscheidung von F. und → Mann sowie deren Bedeutung als Mutter und Vater hat ihren Grund letztlich in dieser biologischen Gegebenheit.

2. *Psychologische und soziokulturelle Aspekte*

Der sich von dieser Grundlage her eröffnende Spielraum soziokultureller Gestaltungs- und Einwirkungsmöglichkeiten ist allerdings beträchtlich. Männer und F.en können sehr unterschiedlich erleben, was es bedeutet, männlich oder weiblich zu sein. In kulturver-

gleichenden Studien konnten konstante psychische Besonderheiten von F.en nachgewiesen werden: Ihre Überlegenheit in verbalen Fähigkeiten gegenüber dem besseren räumlich-visuellen Vorstellungsvermögen von Männern, ein höheres Empathievermögen verglichen mit Männern sowie die Bevorzugung sozialer Aggression gegenüber der eher bei Männern zu findenden körperlichen Aggression. Allerdings ist mit diesen psych. Besonderheiten keine stereotype Fixierung der Angehörigen eines Geschlechts verbunden. Die erhobenen Werte bezeichnen vielmehr Prävalenz tendenzen, was bedeutet, dass es eine abgestufte Leichtigkeit gibt, mit der das Individuum geschlechtstypisches Verhalten realisiert. Bestimmte Tätigkeiten und Aufgabenbereiche kommen den im Durchschnitt vorherrschenden Neigungen, Interessen und Begabungen von F.en mehr entgegen als denen von Männern und verschaffen ihnen eher Befriedigung. F.en und Männer verfügen in aller Regel sowohl über männliche als auch über weibliche Anteile, und diese spezifische Mischung bedingt eine Variabilität an Lebensentwürfen, auf deren Ausgestaltung soziokulturelle Einflüsse verstärkend oder mäßigend einwirken. Sozialpsychologisch bedeutsam sind dabei Geschlechter-Stereotype, die einerseits in der Regel ein Wahrheitsmoment enthalten (wie die Rede vom »schwächeren« Geschlecht auf die bei F.en durchschnittlich geringere Muskelmasse und Körpergröße gegenüber Männern rekurriert), andererseits jedoch davon abstrahieren, dass geschlechtertypisches Verhalten lediglich Prävalenzen angibt, die einzelne F., der einzelne Mann also immer auch – mehr oder weniger starke – Anteile des anderen Geschlechts besitzt. Auch Lebenspräferenzen von F.en bewegen sich somit in einem Zirkel von natürlichen Vorgaben und sozialen Konstruktionen, die zur je persönlichen Inszenierung einer Geschlechterrolle (dem sozialen Geschlecht; → Gendertheorie) führen.

3. Soziologische Aspekte

Der gesellschaftliche Strukturwandel in den modernen Gesellschaften ist, soziologisch betrachtet, gekennzeichnet von zunehmender Individualisierung und Enttraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse. Die damit verbundenen Umbrüche haben für F.en deutlich größere Auswirkungen als für Männer. Aus der tradierten Zuschreibung eines weiblichen »Daseins für andere«, das mit – teils erzwungener, teils gewollter – Unterordnung unter den Mann einherging, entwickelte sich nun auch bei F.en der An-

spruch auf ein »eigenes Leben« (vgl. Beck-Gernsheim, 1983), also auf eine selbstbestimmte, an eigenen Präferenzen orientierte Lebensführung. Die maßgeblich von der Frauenrechtsbewegung (→ Frauenbewegung) erkämpften Voraussetzungen dafür, einen selbstbestimmten Lebensentwurf zu realisieren, entstanden mit der Überwindung der Bildungsbenachteiligung von Mädchen bzw. F.en, beginnend im frühen 20. Jh. und dann rapide fortschreitend seit den 1960er-Jahren. Bildung und in der Folge zunehmende Erwerbstätigkeit ermöglichten F.en die aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und forderten ihre Selbstständigkeit heraus. Die Beschränkung der F. auf den familiären Innenbereich, dem Leitbild bis weit ins 20. Jh., verlor zunehmend an Plausibilität, während gesellschaftliche Druckfaktoren stärker wurden: So erfordert der demografische Wandel und der sich aus ihm ergebende Arbeitskräftemangel in wirtschaftlich entwickelten Gesellschaften die Aktivierung der gut ausgebildeten F.en; der Ausbau der Fremdbetreuung für Kinder soll die Voraussetzungen dafür schaffen (→ Kindergarten). Nicht weniger tiefgreifend für das Leben von F.en heute sind die Veränderungen im Bereich von → Sexualität und Paarbeziehungen. Die breite Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln trug zur Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung bei und brachte F.en eine größere Selbstbestimmung über den eigenen Körper. Beides geht einher mit deutlich gesunkenen Kinderzahlen (→ Geburtenregelung). Die → Ehe, jetzt nur noch eine Option neben dem Alleinleben oder dem unverheirateten Zusammenleben, wandelte sich von der wirtschaftlichen zur emotionalen Versorgungsinstitution, wobei die affektive Beziehungsebene allein, zumal in Problemlagen, die Paarbeziehung nicht nachhaltig zu garantieren vermag. Entsprechend hat die Zahl der → Ehescheidungen seit den 1960er-Jahren erheblich zugenommen. Für wirtschaftlich selbstständige F.en ist es deutlich einfacher geworden, in diese einzuwilligen oder sie anzustreben.

Die geschilderten Entwicklungen können nicht verbergen, dass F.en in aller Regel ein *Nebeneinander* von alten und neuen Elementen erleben: Sie sind zunehmend erwerbstätig und tragen zugleich den Hauptanteil an der Haus- und Familienarbeit. Ihnen stehen alle Bildungswege offen, und doch brauchen sie Zeit für das Aufziehen der Kinder. Sie definieren sich als moderne F.en und müssen doch Regeln des Umgangs mit Männern finden, die z.T. noch traditionell denken. Die Verfügbarkeit von Verhütungsmitt-

teln befreit anscheinend ihre Sexualität, lädt ihnen aber auch die Verantwortung dafür auf, dass es nicht zu einer ungewollten Schwangerschaft kommt.

4. Theologische Aspekte

Beim Blick der Theologie auf die Psychologie und Soziologie der F. wird darauf zu achten sein, einerseits das natürliche Vorhandensein geschlechtlicher Vorgaben nicht für unerheblich zu erklären (wie Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, 1991, es tut), andererseits tradierte Rollenmuster nicht vorschnell mit einer göttlichen → Schöpfungsordnung zu identifizieren. In der vom christl. Glauben eröffneten → Freiheit gilt es, sein Leben als Teil einer Familie, zu der jeder immer schon gehört, verantwortlich vor Gott und in der menschl. Gemeinschaft zu gestalten, unter Anerkennung des anthropologischen Rahmens für die Ausgestaltung des dem Menschen Verfügbaren. Dabei bleibt entscheidend, dass bei aller Verschiedenheit Mann- und Frausein immer zugleich Menschsein heißt, alle Unähnlichkeit sich also im Horizont einer noch größeren Ähnlichkeit bewegt.

Lit.: S. Baron-Cohen: *Vom ersten Tag an anders*, 2004; E. Beck-Gernsheim: *Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«*, *Soziale Welt* 34/1984, 307-340; D. Bischof-Köhler: *Von Natur aus anders*, 2002; S. Pinker: *Das Geschlechterparadox*, 2008; B. Vinken: *Die deutsche Mutter*, 2011; S.M. Wilz (Hg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen*, 2008.

Chr. Raedel